

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Quartierleben im Felde. Skizzen aus dem Feldzuge 1870/7

urn:nbn:de:bsz:31-62031

ender auch noch werthvolle Winke gibt über die zu zeichnenden Schlachten.

Aro. 14. Kriegstouristen.

Kriegstourist heißt er eigentlich nur, wenn er ein Engländer ist, ist er ein Deutscher so heißt er Schlachtenbummler.

Ihr Geschäft aber ist das gleiche, sie gehen aus, das roth gebundene Braadshaw's handbook, oder den rothen Bäckel unter dem Arme, mit Schirm, Perspektive und Plaid bewaffnet, um etwas zu sehen, was man sonst nicht alle Tage zu sehen bekommt: brennende Dörfer, gesprengte Brücken, aufgerissene Eisenbahnen und todtgeschossene Menschen. Wer's machen kann, schleppt einen Bedienten mit, der seinerseits wieder einen Korb schleppt, in welchem die gesammelten Kriegstrophäen niedergelegt werden, Bomben- und Granatensplitter, zerbrochene Säbelsklingen, Fetzen von Uniformen, aber etwas Blut muß dran sein und außerdem noch Proben von Bumpnickel, geräuchertem Speck und Erbswürst.

Kann Einer einen französischen Kürass oder gar einen Helm erwischen, so läßt er sich's ein schönes Stück Geld kosten, und hat der Verkäufer vorher diesem Waffenstücke mit einem Beile die unverwundlichen Spuren eines erbitterten Kampfes beigebracht, so kommt der Tourist auf einige Goldstücke nicht an, um solche kostbare Stücke zu erwerben. Es wird Alles mit in die Heimath geschleppt, wo jedes Stück als Beweis eines erlebten Kriegsabenteuers dienen muß, und schließlich wird in dem Arbeitszimmer des Touristen eine kriegerische Trophäe damit aufgebaut mit der goldenen Inschrift:

„Erinnerung an 1870 und 71.“

Aro. 15. Regimentsjungen.

Sollten eigentlich Teufelsjungen heißen. Sind meistens Berliner Fräule, denen die Schulbänke zu heiß wurden, als die Trommeln wirbelten, und die den Eltern und Schulmeistern entlaufen sind, und sich mit den Truppen bis nach Frankreich hineingeschmuggelt haben. Bei alledem aber doch wadere Burtsche, und werden einmal tüchtige Soldaten werden. Diesmal waren sie noch zu jung, um den Franzosen eines aufbrennen zu dürfen, sie machten sich aber auf hundert andere Weisen nützlich, und selbst den Kugelregen scheuten sie nicht, wenn es galt, den Soldaten, die im Feuer standen, Erfrischungen zuzutragen. — Bei ihrer Zurückkunft ins Vaterhaus wird manchem der jungen Helben der Herr Papa etwas kaltes Wasser über seinen Euthusiasmus ausgegossen haben, oder aber der Alte hatte am Ende selber eine Freude daran, konnte er doch jetzt mit Stolz sagen: „Der Blutsjunge is ooch da darin jeweist!“

Quartierleben im Felde.

Skizzen aus dem Feldzuge 1870/71

I. Ein Soldatenquartier.

Der Weg führt uns in Feindesland, in ein klein Dorf, unfern Gray. Der geneigte Leser braucht sich aber nicht zu fürchten, es lauern keine Franktireurs hinter den Fenstern, denn vor wenigen Stunden erst ist eine deutsche Batterie eingezogen, und alle Häuser stecken voll deutscher Soldaten und vor den deutschen Kanonieren haben die Franktireurs einen heillosen Respekt. Es ist eine unfreundliche, naßkalte Oboernacht, eine schwere Schneelust weht uns entgegen, und die ganze Gegend ist in ein unheimliches Dunkel gehüllt. Wir wollen darum dem ersten eintretenden Lichtschimmer, der dort durch eine Bodenricke scheint, folgen und in jenes nächste Haus eintreten, vielleicht heißt man uns gastlich willkommen!

In der Stube sah es nicht gerade sehr behaglich aus, und offenbar hatte der Eigenthümer selbst schon bedeutend aufgeräumt aus Furcht vor den Deutschen, oder vielleicht mehr noch vor seinen eigenen Landsleuten, den Franktireurs, zu Deutsch „Freischützen“ oder noch besser „Freibeuter“ genannt. Ein tannener Tisch mit den Resten eines sehr frugalen Abendessens besetzt, einige Holzstühle, an der Wand die grell illuminierten Bildnisse des heiligen Vaters und verschiedener Heiligen mit Heiligenscheinen so groß wie Wagenräder, und in der Ecke eine Schütte Stroh, offenbar das unangenehmste Nachtlager der Einquartierung, das war das ganze Aneublement. Das Behaglichste in der ganzen Stube war ein großes französisches Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. An diesem Kaminfeuer saßen denn auch zwei babische Kanoniere, und trockneten ihre Fußbekleidung, die durch den langen Marsch bei schlechtem Wetter und schmutzigen Wegen bedeutend gelitten hatte. Der eine, eine starke, vierschrötige Gestalt, saß auf einem Schemel, und schaute stumm und finstern in das Feuer, in das er von Zeit zu Zeit aus der Batterie seines Mundes einen wohlgezielten Schuß abfeuerte, d. h. in das er von Zeit zu Zeit verächtlich auspuckte. Der andere, ein schlanker, hübscher Burtsche mit blondem Haar, mit vielen Sommersprossen um die Nase und einen pffizigen Zug um den hübschen Mund, den ein kleiner Schnurbart beschattete, war eben damit beschäftigt, aus dem für's Abendbrod ausgelegt gewesenen grobkörnigen Tischtuche für den morgigen Marsch ein Paar tüchtige Fußlappen zu schneiden. Jetzt hatte er sein Geschäft beendigt, und die fertigen Fußlappen gegen das Licht haltend, sagte er bedächtig: „Jetzt hebr's wieder auf einen Tag. Ein Paar famosje Lappen! Willst auch ein Paar, Meier?“

Der mit dem seltenen Namen Meier angeredete Soldat schlenderte noch eine Granate in's Feuer, dann brummte er: „Drauch' keine, meine thun's noch. Aber freues thut mich's, Lenz.“ setzte er hinzu, einen Seitenschild auf die Fußlappen werfend, „daß du aus dem Dum-



Regimentsjungen.

„Messieurs, s'il vous plait,“ sagte er achtungsvoll, indem er erst die Flaschen auf den Tisch setzte und dann sich betraute, „buvois-nous à la santé de sa sainteté de Papet!“

„Meier, komm!“ schrie der Lenz in Extase, „die Heiligen haben geholfen!“

Der Alte setzte sich mit den beiden Soldaten an den Tisch und füllte die Gläser, und auch die Mädchen, noch immer in die Betrachtung der Messing-Marke vertieft, nahmen Platz am unteren Ende des Tisches.

„Vive le Papet!“ rief der Franzose, sein Glas erhebend.

„Er soll leben, der alte Herr!“ schrie der Meier und füllte sein erstes Glas hinunter.

„Vive la sainte infallibilité!“ brachte der Franzose seinen zweiten Trinkspruch aus.

„Hurrah, hoch, sie soll leben und die Dummheit daneben!“ schrie der Lenz und leerte sein zweites Glas.

Nachdem der Alte noch ein halbes Duzend Heilige hatte leben lassen, auf deren Gesundheit die beiden

Soldaten jeweils ihre Gläser leerten, zogen sich die beiden Mädchen zurück, nachdem sie das bewunderte Amulette ihrem Eigenthümer mit einem dankenden Knicks zurückgestellt hatten. Der Alte und seine feindlichen Gästenahmen den Papst und sein ganzes heiliges Kollegium noch einigemal durch, bis lange nach Mitternacht der Franzose seine Kammer, die Deutschen ihr Strohlager suchten. Ehe der Lenz sich auf's Stroh legte, stellte er sich noch in militärischer Haltung vor die Heiligenbilder und sagte mit der Hand salutirend: „Danke meine Herren, für die Bewirtung! Es lebe die Dummheit! Gute Nacht, Meier!“

2. Ein

Offiziersquartier.

In einem stattlichen Hause — es gehörte dem Maire — in der Mitte des Dorfes, sah in einem wohllich eingerichteten, hell erleuchteten Zimmer der Herr Hauptmann der Batterie, behaglich in einem Fauteuil vor dem Kaminfeuer, wärmte die vom Reiten erkalteten Glieder, und blies aus einer duftenden Havannah blaue Wölkchen gegen die Decke. Es klopfte an der Zimmerthüre. Auf das barsche „Herrerein!“ trat der Feldwebel in die Stube, um die Befehle des Herrn Hauptmannes entgegenzunehmen!

Nach einer fünfminutenlangen dienstlichen Pause machte der Herr Hauptmann mit seinem Fauteuil eine Schwenkung gegen den Feldwebel und sagte:

„Feldwebel, ich muß Ihnen meine höchste Unzufriedenheit aussprechen, daß mir in jedem Orte Klagen zu Ohren kommen über das ungehörliche Betragen meiner Leute; überall nehmen die Kerls, was sie Eßbares finden, als ob es ihnen gehörte! Ich habe der Batterie gesagt: Keine Kartoffel dürft Ihr nehmen, denn Ihr werdet verpflegt, und bleibt auch einmal die Verpflegung einen Tag aus, so erhaltet Ihr am andern Tage die doppelte Ration! Ich bin Hauptmann einer Batterie

und keiner Räuberbande! Verstanden?! Merken Sie sich das, Feldwebel, und sagen Sie den Kerls, daß ich jeden, der nur eine einzige Kartoffel stiehlt, anbinden lasse, bis er schwarz wird! Da soll doch ein Siebzigbomnerwetter die Kerls verschlagen! S'ist gut!“

Der Feldwebel sagte: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ grüßte militärisch, und ging, um der Mannschaft das Gebot des Hauptmannes zu überbringen.

Der Hauptmann hatte sich wieder in seinen Stuhl zurückgelegt, strich sich mit der Hand langsam über das Angesicht, um die dienstlichen Falten von der Stirne zu entfernen, starrte in das Feuer und blies wieder Dampfswollen gegen die Decke. Jetzt war die Zigarre ausgeraucht, er warf den Rest in die Kohlen des Kamins und rief mit fast freundlichem Tone: „Mäuerle!“

Dies war der Name seines Dieners. Ein schlau aussehender Kanonier trat ein, und blieb, die Hände an der Hosennath, ehrfurchtsvoll an der Thüre stehen.

„Mäuerle, komm einmal her,“ sagte der Herr Hauptmann herablassend, „wie sieht's denn mit dem Nachteffer? He?“

„Ja, Herr Hauptmann,“ antwortet der Mäuerle und räusperte sich, „da sieht's schlecht! Des sunn so Sache do hiewe! Sie hiewe nix, sie hiewe in Gottes Name, gar nix! die verfluchte Franzose!“

„Also hast du nichts hergerichtet zum Nachteffen?“ fuhr der Hauptmann auf.

„Gib mir zum Teufel eine präzise Antwort!“

„Ja, mer hätte am End' schon was,“ stotterte der Mäuerle und kratzte sich in den Haaren, „awer...“

„Nun, was denn aber?“

„Awer der Befehl, das Ambinne, und...“

Jetzt wurde der Hauptmann zornig: „Donnerwetter, Kerl, was schwafst du für Unsinn!? Heraus mit der Sprache! Was hast Du zum Essen gerichtet?“

„Ja, wisse Se, Herr Hauptmann,“ rapportierte der Kanonier, „heut' auf dem

Marfch, wie mer so durch e Dorf marfchiere, do läuft so e Gänse, so e dumms, im Weg rum; und ich hab' des Geflügel von der Heim her gern, un denk' an nix, un mach' Huh! Huh! un da läuft mer die dumme Gans, des Vieh, grad zwischen de Füß, daß ich meiner Seel hingefalle wär, wenn ich ihm net noch g'schwind mit meinen Sabel der Kopf ab'schlage hätt!“

„Ja und jetzt?“ rief der Hauptmann erwartungsvoll. „Un do hiewe mer se halt mitgenomme; mer hiewe se doch nit liege lasse könne? Und do hiewe mer se dann gerupft und ausgenomme!“

„Was?“ rief der Hauptmann und stand von seinem Stuhle auf, „gerupft und ausgenommen? Und wo ist jetzt die Gans?“

„Draußen brogelt se in der Pfanne! Nische Sie se nit, Herr Hauptmann?“

Der Hauptmann runzelte die Stirne und drehte grimmig seinen langen Schnurrbart. „Was?! Da soll ja ein Kreuzbomnerwetter! Marfch, hinaus!“



„Ja, mer hätte am End' schon was,“ stotterte der Mäuerle.

Der Mäuerle machte eine Schwenkung auf dem Absage.
 „Mäuerle!“
 „Der Mäuerle machte wieder Kehrt. „Herr Hauptmann?“
 „Mäuerle, mach' einen Kartoffelsalat dazu! 'Sist gut!“

Der Revolutionär
 oder
Noch ein Geheimmittel.
 Eine Standrede.



as? Noch ein Geheimmittel. Es ist ja schon eines im Kalender, und will der Hinkende zweimal in einem Jahrgange seinen Spaß mit uns treiben? Nein,

geneigter Leser, diesmal ist's dem Hinkenden völlig Ernst, und das Geheimmittel, über das er mit Euch sprechen will, ist nicht nur ein Mittel gegen Krankheiten sondern auch eines für die Gesundheit. Ist's nicht sonderbar, daß die Menschen stets nur nach Mitteln sagen gegen Krankheiten, und sich das Geld aus der Tasche schwindeln lassen für Geheimmittel, die ihnen Haare wachsen machen sollen auf ihren kalten Schädeln, oder die ihnen ihre minirten Nerven stärken, oder die Gicht vertreiben sollen? Wår's nicht viel vernünftiger, man forsche auch einmal nach einem Geheimmittel für die Gesundheit, so ein Mittelchen, das Einen gar nicht krank werden läßt? Da wäre es der Mühe werth, den Geldbeutel anzuthun, und solch ein Mittel, das uns vor Kränksein und Stochthum schützt, wäre doch viel mehr werth, als eines, das uns erst nützt, wenn wir bereits krank geworden sind und auf dem Schragen liegen? Sparen wir doch bei dem ertieren die Schmerzen, das Bettliegen, den Doktor und Apotheker, und folglich auch unser gutes Geld. Denn wir wollen es nur gleich von vornherein gestehen, unser Geheimmittel, das Menschen und Vieh vor den schwersten Ansteckungskrankheiten bewahrt, kostet keinen cothen Heller, und ist doch Millionen, oder vielmehr Milliarden werth, denn mit solchen Kleinigkeiten wie Millionen gibt sich heutzutage ein freigereicher Deutscher gar nicht mehr ab. Unser Mittel ist überall zu haben, Allorts bei der Hand, und hilft sicherer als alle Mixturen, Pillen und Latwergen.

Ein berühmter Arzt hat einmal gesagt:
 „Die Heilkunde fängt eigentlich erst da an, wo das Rezeptschreiben aufhört.“
 Und der Mann hat Recht, die Apotheker mögen noch so sehr dagegen protestiren. Unser Mittel, das wir Geheimmittel nennen, weil es leider vielen Menschen noch ein Geheimniß ist, wird in keinem Recepte verschrieben, und von keinem Apotheker gemacht, man hat es nicht in Schachteln oder Gläsern mit Goldpapier über dem Stöpsel, es ist nicht wie die Morisonischen oder andere Larripillen aus Quecksilber und Gummi-guttit zusammengeknetet, es kann nur nützen und niemals schaden, denn unser Herrgott selber ist der Apotheker, und der versteht's, und wenn er schon kein N. amundneunziger ist und seine Arzneimittel gratis gibt, seine Apotheke ist doch im Flor. Und unser Geheimmittel ist dazu noch uralte, schon Adam und Eva haben es profitirt, obschon es nicht in den Zeitungen à la „Königsstrauch“ gepriesen war, kurz es ist nichts mehr und nichts weniger als — die gewöhnliche, gemeine aber reine, uns allenthalben umgebende atmosphärische Luft.

Na, aber jetzt hört auf, Hinkender, wird da und dort ein geneigter Leser sagen, und lasset uns ungeschoren mit Euerm lustigen Geheimmittel. Die Luft braucht man zum Schnaufen, das wissen wir auch ohne Eure Standrede, zu was sie aber sonst gut sein soll, als Einem Ohrenreißern und Zahnweh zu machen, das werdet Ihr uns schwerlich begreiflich machen können.

Doch, meine verehrten Zuhörer, gerade das will ich, und gerade deshalb halte ich eine Standrede. Die Luft brauchen wir zum Athmen, ganz richtig, und darum handelt es sich auch bei unserem Geheimmittel.

Wir alle wissen doch, daß man in Folge schlechter, dumpfer, feuchter, verdorbener Luft krank werden kann, und krank werden muß? Die Stroseln, zu denen auch die Kröpfe gehören, und die Tuberkelkrankheit, diese Geiseln der Menschheit, welche mehr Opfer verlangen als die blutigsten Schlachten, sind hervorgerufen, gedeihen und wachsen durch die schlechte Luft. Das weiß jedes Kind, daß Sumpflust Wechselstieber macht, und das gelbe Fieber, welches in Südamerika oft ganze Städte eudölkert, kommt auch davon. Und daß man von Zugluft Zahnweh und Ohrenweh, und zur Abwechslung auch Gliederreißern bekommt, ist auch kein Geheimniß mehr.

Wie aber verdorbene Luft gleichsam die Wiege bildet für gar viele verheerende Seuchen, so gedeiht im Gegentheil in guter, frischer Luft alles Leben. Die Pflanzen wuchern rasch und üppig, der Mensch bekommt rothe Wangen und runde Waden, frische Lippen und stramme Muskeln. Schaut Euch nur einmal die Bergbewohner an, die Männer haben Muskeln wie Stahl, und die Mädchen Baden wie Vorstorfer Aepfel, daß ein aristokratisches Stadtfräulein sich schämen müßte, ob solch' einer unanständigen Gesundheit. Das kommt aber nicht allein vom Käseessen, Kübeweiden und Tobeln her, sondern das kommt hauptsächlich von der gesunden, frischen Luft.

Aber warum ist denn die frische Luft so gesund?
 Es gibt eine ganze Reihe von Krankheiten, die von den gelehrten Herren mit Recht Gährungskrankheiten genannt werden. Gährungskrankheiten? Was soll das aber eigentlich heißen? Das sind Krankheiten, die dadurch entstehen, daß ein giftiger Stoff durch unsere Lungen beim Athmen in unser Blut kommt, daß diese Gifstoffe in unserm Blute in Gährung ge-